

schildert ihren Zugang zur Bibel zunächst als durch biblische Bilder und Narrative geprägt, die ihr nicht aus der Lektüre der Bibel, sondern durch Musik, Literatur und Kunst bekannt waren. Sie nennt dies eine biblisch geprägte Theologie, die dabei nicht an die Bibel gebunden ist. Wie passt dieses Phänomen in das Konzept einer „Theologie als Schriftauslegung“?

Der Umgang mit der Bibel ist vielfältiger als es in Teilen der Theologie, die hier zur Sprache kommen, angenommen wird. Den theologischen Disziplinen, die für diese nicht an die Bibel gebundenen Formen christlichen Lebens kategoriale Klärung und religionshermeneutisches Sensorium entwickeln, sollte eine betont biblische Theologie durch ein weites Verständnis von Schriftauslegung die ihr angemessene Legitimität einräumen.

Fabian Schwitter (Allg. u. Vergl. Literaturwissenschaft, Zürich):

Wolfgang Detel, *Hermeneutik der Literatur und Theorie des Geistes. Exemplarische Interpretationen poetischer Texte*, Frankfurt a.M.: Vittorio Klostermann GmbH 2016 (Rote Reihe), 240 S., € 21,90, ISBN 9783465042563.

Das neue Buch Wolfgang Detels, Emeritus des Frankfurter Lehrstuhls für Antike Philosophie und Wissenschaftstheorie, steht nicht nur in der wichtigen Roten Reihe des Klostermann-Verlags, sondern auch in einer Reihe mit Detels eigenen ebenso umfangreichen wie ambitionierten Monographien von 2011 und 2014: *Geist und Verstehen. Historische Grundlagen einer modernen Hermeneutik* (592 Seiten) sowie *Kognition, Parsen und rationale Erklärung. Elemente einer allgemeinen Hermeneutik* (380 Seiten). Diese Ausgangslage birgt für die Zugänglichkeit des Folgeprojekts, das sich um eine literaturwissenschaftliche Anwendung der Theorie bemüht, einige Schwierigkeiten. Es muss nicht nur überzeugende Arbeit an den literarischen Texten leisten, sondern auch die theoretischen Grundlagen zumindest so weit vermitteln, dass die Interpretationen nicht an Plausibilität einbüßen bzw. der theoretische Rahmen aus literaturwissenschaftlicher Sicht unglaubwürdig wirkt. Erst unter diesen Bedingungen kann sich die Vereinbarkeit einer *Hermeneutik der Literatur* mit einer *Theorie des Geistes* herausstellen. Insbesondere die Vermittlung der Theorie des Geistes gelingt nicht immer, zumal der Band mit seinen gut 200 Seiten löblichen Wert auf Knappheit legt. Darunter leidet dann allerdings auch Detels Anspruch auf umfangreiche Anwendbarkeit, nimmt er sich doch gleich vier literarische Texte vor zur Prüfung seiner Theorie und Methodik.

Auch aufgrund seines Aufbaus stellt das Buch keine leichte Lektüre dar. Detel verzichtet darauf, theoretische Grundbegriffe oder methodologische Ansätze zu Beginn einzuführen. Stattdessen umreißt eine Vorbemerkung von sechs Seiten in groben Zügen die in den genannten Bänden entfaltete Rahmentheorie. Darauf folgen die exemplarischen Interpretationen. Mit Sapphos *Fragment 31* bewegt sich Detel einerseits in der frühen Antike und andererseits im späten 18. bzw. im 19. Jahrhundert. Neben einem weiteren lyrischen Text – Goethes *An den Mond* – richtet sich sein Fokus, dem an (figuren-)psychologischen Erklärungen interessierten

geisttheoretischen Ansatz entsprechend, vor allem auf Prosawerke: E.T.A. Hoffmanns Novelle *Der Sandmann* und Flauberts Roman *Madame Bovary*. Den Textinterpretationen sind dann, einschliesslich Schlussbemerkung, 47 Seiten theoretische Begriffsklärungen und methodologische Reflexionen nachgestellt.

14

Dieser Aufbau lässt sich auf ein performatives Element der Methoden- bzw. Theorieexplikation zurückführen. Nicht nur nehmen die einzelnen materialen Kapitel an Umfang zu, sondern sie gewinnen hinsichtlich der geisttheoretischen Grundlagen auch an Plausibilität, sodass sich die Methode – induktiv – wie von selbst verstehen soll. Schliesslich ist die Induktion, trotz aller methodischen Überlegungen zu Detels – (natur-)wissenschaftstheoretischen – Methodenfavoriten Deduktion und Abduktion, eigentlich die Grundmethode literarischen Interpretierens, setzen deduktive Prüfungen von Hypothesen doch Induktion voraus: „Wie kann es zu einer solchen Hypothese kommen? Zweifellos durch einen im weitesten Sinn induktiven Schluss. [...] Der induktive Schluss nimmt methodologisch betrachtet die Stelle des Schlusses auf die beste Erklärung [Abduktion] im Falle genereller Hypothesen ein.“ (206)

Mit dieser möglicherweise abstrakt wirkenden Passage ist jedoch ein Hauptanliegen Detels umrissen: „den Literaturwissenschaften zu höherem Ansehen zu verhelfen“ (199). Besser als die Literaturwissenschaft stehen die Naturwissenschaften da, denen sich – dies eine deskriptiv formulierte, faktisch aber normative Feststellung – wiederum „die Literaturwissenschaft [welche?] methodologisch anzugleichen scheint“ (199). Folgerichtig stellt sich dem Autor auch die Frage, „ob und in welchem Sinn Interpretationen von Literatur den üblichen Standards [welchen?] von Wissenschaftlichkeit entsprechen können“ (154). Detels Ansatz „einer positiven Antwort“ (154) lässt jedoch die Möglichkeit ausser Acht, dass sich die Kriterien für Wissenschaftlichkeit von den Gegenständen der jeweiligen Wissenschaften her bestimmen lassen und *verstehen* könnten. Ob also die ‚Natur‘ dasselbe ist wie ‚Literatur‘ und deshalb dieselben Methoden zur Erforschung erforderlich sind, bleibt eine latente Frage, die Detel einzig im Zuge seiner Überlegungen zum Modell streift: „Der wichtigste Unterschied ist jedoch, dass naturwissenschaftliche Modelle [...] eine logisch generelle Form aufweisen, während literarische Modelle Erzählungen fiktiver singulärer Ereignis-

folgen sind, die ein allgemeines abstraktes Modell exemplifizieren.“ (175) Demnach begegneten sich Naturwissenschaft und *Literatur* hinsichtlich einer modellhaften Darstellung der Realität auf derselben Ebene – und keinesfalls Natur- und Literaturwissenschaft. Detel versucht jedenfalls, mit einem „methodologischen Monismus“ (199) im Blick ein geisteswissenschaftliches Pendant zu naturwissenschaftlicher Methodik zu entwickeln, ohne aber deren Verhältnis zu den traditionell geisteswissenschaftlichen (sprich v.a. hermeneutischen) Methoden explizit zu klären.

Gegen Detels Unterfangen ist an sich wenig einzuwenden. Annäherungen zwischen den Disziplinen sind prinzipiell durchaus zu begrüssen. Doch Detels Vorschlag läuft weniger auf eine Interdisziplinarität, die ihren Namen verdiente, hinaus, als auf eine „Angleichung“ (199) der Geisteswissenschaften an die Naturwissenschaften. Der Ort einer möglichen Gleichheit von ‚Natur‘ und ‚Literatur‘ bzw. ihren jeweiligen Wissenschaften (Ebene der Gegenstände, der Methoden, der Theorie oder der Strukturen des Denkens) bleibt unerörtert. Detels Theorie des Geistes ist also keineswegs mit „Geisteswissenschaft“ zu verwechseln. Das muss trotz aller Trivialität festgehalten werden. Theorie des Geistes ist in diesem Fall – verkürzt formuliert – vor allem empirische Psychologie. Daher haben methodologische Referenzen auf die Geschichte und Theorie der Hermeneutik gegenüber zu Legitimationszwecken angeführten quantitativen Befunden der experimentellen Psychologie klar das Nachsehen.

Der primäre Bezugspunkt der Theorie des Geistes ist auch nicht das eher spezifische Verstehens- bzw. in traditioneller Terminologie Auslegungsproblem der Literaturwissenschaft, sondern eigentlich Alltagskommunikation und -verhalten: „[I]m gewöhnlichen Leben ist das Verstehen mentaler Zustände anderer Personen vor allem im Handlungskontext relevant.“ (66) Dabei fungieren zur Erläuterung etwa des mentalen Zustands der Angst allseits bekannte Alltagssituationen wie „die Angst vor dem Bären“ (191) oder noch exotischer gemessen am durchschnittlichen mitteleuropäischen (oder Frankfurter) Alltag: „Wenn wir in einer afrikanischen Steppe einen Löwen sehen, werden wir vielleicht vor Schreck erstarren oder davonlaufen und auf den nächsten Baum klettern.“ (181) Trotz dieser archaisierenden Simplifikationen als äusserst praktischen Standarder-

klärungsmodellen für alle Alltagslagen sieht sich Detel genötigt, seine geisttheoretischen Überlegungen an der Literatur zu prüfen, sei diese doch „die klassische und wichtigste Bereichshermeneutik“ (7). Zum einen hat seine Entscheidung für das Interpretationsobjekt Literatur also traditionalistische Gründe. Zum anderen verdankt sie sich dem schlichten Umstand, dass Literatur tatsächlich gelesen wird. Folgerichtig die Frage: Warum? Geisttheoretisch reformuliert: Warum lohnt sich das „Einfühlen in Kunstprodukte“ (60) und die Beschäftigung mit fiktionalen Situationen, wie sie in der Literatur auftreten, „scheinen“ beide doch „evolutionstheoretisch keinen Vorteil zu bieten“ (61). Es mag angefügt werden: wo doch Alltagssituationen schon komplex genug sind und eigentlich unsere gesamte Zeit und hermeneutische Kompetenz in Anspruch nehmen dürften. Schliesslich ist das Verstehen – „Verstehen im weitesten Sinn ist ein Gedankenlesen (*mind-reading*)“ (184) – offensichtlich keine so triviale Sache.

Herausfordernd ist sicher die Grundsätzlichkeit der gestellten Fragen. Neben der Wahrheitsfähigkeit von Literatur – „Inwiefern können literarische Fiktionen wie Romane, die sich doch auf nichts in der Realität beziehen, [...] überhaupt wahr oder falsch (das heisst wahrheitsdefinit) sein?“ (161) – beispielsweise eben auch: Warum lesen wir überhaupt Literatur? Mit der Grundsätzlichkeit der gestellten Fragen steigt jedoch die Schwierigkeit ihrer Beantwortung, sodass die einzelnen interpretierten Texte darüber etwas auf der Strecke bleiben. Ihre Eigenständigkeit und Vielschichtigkeit reduziert Detel – trotz expliziten Lobs „dieses vielschichtigen und zu Recht hochgerühmten Romans [*Madame Bovary*]“ (152) – meist auf Begriffe der heutigen Psychologie: auf das „Verlaufsmodell einer (liebesbedingten) Panikattacke“ (43) im Fall von Sapphos *Fragment 31*, auf ein für die Lyrik allgemein charakteristischer „reflektierter Selbstbezug“ (67) in Goethes *An den Mond*, auf die „Fallgeschichte“ einer „Posttraumatischen Belastungsstörung“ (115) beim Protagonisten des *Sandmann* und auf die „seelische Entwicklung“ als „Prozess ohne Freiheitsgrade“ (152) – sozial-emotionale Determiniertheit – angesichts *Madame Bovarys*.

Eine Kluft macht sich unweigerlich bemerkbar. Auf der einen Seite stehen die berechtigte Grundsätzlichkeit der gestellten Fragen, die geforderte methodische Einheitlichkeit sowie die angestrebte Eindeutigkeit der Re-

sultate (bis hin zu ihrer impliziten Ausschliesslichkeit aufgrund der vermeintlich überlegenen Methodik, die zu diesen Resultaten geführt hat), auf der anderen Seite der Status der literarischen Texte. Dieselbe Kluft zeigt sich auch im methodischen Vorgehen Detels bei der eigentlichen Textinterpretation. (Dass diese Tatsache ins Auge sticht, liegt an seinem primärem Interesse an theoretisch-methodologischen Fragen, an deren Anspruch er sich denn auch messen lassen muss.) Auf der theoretischen Ebene betreibt der Autor einigen Aufwand, eine stringente und klar umrissene Methode zu entwickeln und zu begründen. So widerspiegelt sich der Anspruch auf eine „kausal-rationale Erklärung“ (135), die er anhand der Flaubert-Interpretation auch explizit als solche herausstellt, in der formal-logischen (und teilweise mühsam zu lesenden) Darstellung seiner Überlegungen: „A -> nicht-B, und A ist eine Hypothese, B ein wahrer Befund: Dann gilt auch B -> nicht-A, d.h. A ist falsch, d.h. Befund B falsifiziert Hypothese A.“ (32) In der Praxis unterscheidet Detel dafür nicht konsequent zwischen dem „lyrischen Ich“ (36) und der Autorin – in diesem Fall Sappho –, da die faktische Autorin Sappho, so Detel, „dasselbe gehört hat wie der Mann“ (36) innerhalb der lyrischen Textwelt. Noch verzichtet er auf die Einspielung historischen und persönlichen Kontextwissens, obwohl dieses für seine eigene Interpretation irrelevant ist: „In Lesbos [...] lebte die Jugend der Oberschicht in Pensionaten. [...] Sappho leitete ein solches Mädchenpensionat.“ (13) Ob allein dieser Hintergrund Sappho im Gegensatz zu anderen befähigt, eine „Panikattacke“ (43) zu schildern, bleibt jedenfalls fraglich. Daneben firmiert prominent die Parallelstellenmethode: „Lassen sich K1 und K2 aber auch anhand anderer Gedichte von Sappho bestätigen?“ (26) Und schliesslich führt Detel die AutorInnenintention („wie es scheint im Einklang mit Flaubert selbst“, 152) ganz direkt zur Stützung seiner Thesen an. Der „Einklang“ ist, das jedenfalls drängt sich bei der Lektüre auf, sowohl methodisch als auch allgemein psychologisch das leitende Hintergrundmotiv. „Die Einheit des Gedichts“ (21/22) ist dabei ebenso unmittelbar vorausgesetzt, wie die Forderung nach psychologischer Widerspruchsfreiheit: „Natürlich ist es faktisch möglich, Widersprüchliches zu meinen oder zu beabsichtigen, doch in einem guten Sinn [sic!] sollten wir möglichst nichts Widersprüchliches meinen oder beabsichtigen.“ (182)

Bei diesem Hang zu Einheit und Linearität verliert Detel aus dem Blick, dass die Hermeneutik aus guten Gründen eine Tradition nicht-linearer – insbesondere zirkulärer – Erklärungsmethoden kennt, wie etwa auch die Parallelstellenmethode. Ebenso bleibt das subjektive Element jeder Lektüre ein blinder Fleck. Gerade Detels praktischer Wildwuchs macht dieses Element wider Willen deutlich. Ohnehin basiert der induktive Schluss, der allererst überprüfbare Hypothesen erzeugt, zu grossen Teilen auf der subjektiven Selektion von Textstellen.

16 Diesem letztlich anarchischen Eindruck entsprechend wäre es wohlthuend, wenn auch Detels theoretischer „Methodenzwang“ (Paul Feyerabend) nicht so rigide und umgekehrt dafür die konkrete Praxis reflektierter wäre. Die Anmerkung liegt nahe: Einheitlichkeit generiert weder zwingend mehr noch besseres Wissen, sie erweckt aber zumindest den Anschein von Professionalität. Und um diese ist es Detel zu tun. „Professionelle Textinterpretation“ (116) scheint jedenfalls erforderlich, wenn es um die Werke „[p]rofessionelle[r] Dichter wie Goethe“ geht. Allerdings besteht deren Professionalität gleichzeitig darin, (im Fall Goethes) „intuitiv poetische Mittel ein[zusetzen], um [bestimmte] Reaktionen auszulösen“ (61) und dennoch (im Fall Sapphos) über „bewussten [sic!] strukturellen Gestaltungswillen“ (37) zu verfügen. Dasselbe Mass an – bisweilen miraculöser – Intuition, so lässt sich spintisieren, ist nicht nur bei der Anwendung induktiver Methoden nötig, die „wahrheitsdefinite Aussagen“, die „in literarischen Fiktionen nicht direkt enthalten“ sind, mit einem „literaturwissenschaftlichen Mechanismus, der poetischen Induktion, ermittel[n]“ (177). Dieses Mass an – mehr oder weniger plausibler – Intuition manifestiert sich auch in Detels Lektürepraxis, angesichts derer sich jede Rede von Methodik selbst entlarvt. Die Forderung nach Reissbrett-Methoden (und ihre mechanische Anwendung) garantiert kaum Wissenschaftlichkeit. Eher wäre ein „reflektierter Selbstbezug“ – immerhin, so Detel, das Charakteristikum von Goethes *An den Mond* und der Lyrik überhaupt – ein Garant für Wissenschaftlichkeit.

Detels Ansatz jedenfalls ist nur eingeschränkt sinnvoll – und allenfalls fruchtbar, wenn es um die Psychologie der Figuren und ihre Selbstdeutung wie beispielsweise im *Sandmann* geht. Intuitiv drängen sich aber auch dramatische Texte als Gegenstände auf, da diese alltäglichen Sprech- und Handlungssituationen am

nächsten kommen. Aber über Dramen verliert der Autor kein Wort. – Und obwohl Detel selbst die Spezifität seines Interesses an den Texten zugibt, erhebt er aufgrund seiner wissenschaftstheoretischen Forderungen doch einen umfassenden Anspruch: nichts weniger als die Rettung der Literaturwissenschaft aus ihrer selbstverschuldeten Unmündigkeit. Bewundernswert ist das Erklimmen einer solchen Fallhöhe. Bedauerlich ist das Fazit: Detel bewegt sich letztlich trotz seines übergreifenden Anspruchs mehrheitlich in einer geisttheoretischen Binnendebatte. Dass er sich überdies mit seiner neuen Methode nur an ältere Texte wagt und bei Flauberts „Realismus“ (121) stehenbleibt, spricht für sich. – Wo bleibt ob all dem die Literatur? Sie bildet – zusammen mit der Literaturwissenschaft – wohl bloss einen evolutionären Wurmfortsatz, der allerdings dazu angeht, allzu einfache Erklärungen stets in Zweifel zu ziehen.